

Appenzeller Bauernstuben

Autor(en): **Juchler, Molly**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 3

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571820>

Nutzungsbedingungen

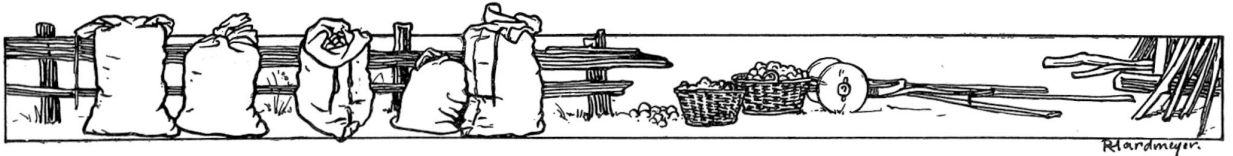
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



eigne Kind nimmt Partei für den Dampfwicht! Willst wohl gar sein Weib werden und mit Dampf ins Unglück fahren! Nur zu! Vergiß aber dann aufs Wiederkommen! Ich habe kein Kind mehr!"

„Haltet ein, Vater! Ihr seid im Unrecht! Es ist nichts geschehen, was Euren Zorn und Tadel rechtfertigen könnte! Ich habe ein reines, gutes Gewissen! Der geringe Verkehr mit Herrn Gible ist stets achtbar gewesen und geblieben. Der heutige Ausgang mit ihm in Gesellschaft unserer Freunde ist der erste und zugleich der letzte gewesen! Franz hat mich um meine Hand gebeten, und ich habe ihm erklärt, daß es nicht sein kann, so lange mein Vater die Einwilligung verweigert! Das ist alles, ich habe mir nichts vergeben! Ich kenne meine Pflicht und werde eine gehorsame Tochter bleiben! Den Franz aber lasse gehen, vergreift Euch nicht an einem hochachtbaren Manne!" Rikete wendete sich jetzt an Gible mit zitternder Stimme und schmerzbeugte sagte sie: „Geh' mit Gott, Franz! Vor dem Vater sag' ich dir, daß ich dich liebe aus ganzer Seele, daß es mein höchstes Glück sein würde, dein Weib werden zu dürfen! Aber es ist ohne Vaters Segen nicht möglich, die Verhältnisse sind gegen uns, und so müssen wir getrennt bleiben für das Leben! Geh' mit Gott, Franz!"

Gebeugt von der Wucht ihres Schmerzes, tritt Rikete vor und reicht Franz die zitternde Hand.

Die Malters Frau weint erschüttert in ihr Taschentuch, ebenso die Tochter und Jugendgespielin. Durch eine stumme Geste mahnt der greise Herr zum Aufbruch; man reicht Rikete wortlos die Hand und schreitet dem Städtchen zu.

Gible dankt dem geliebten Mädchen mit wenigen Worten und schlägt den Pfad zum Hafen ein.

Rikete kehrt stillweinend an Vaters Seite nach Hause zurück; der Schiffmeister ist stumm geworden, das Auftreten seiner Tochter, der sonst so weich willfährigen, von ihm über alles geliebten Rikete, hat ihm imponiert, in ihm ist eine Saite berührt, die nachklingt so seltsam weh und doch süß.

Stille Tage folgten jenem Frühlingsabend. Ruhig ging im Schiffmeisterhause alles den gewohnten Gang; Vater und Tochter verkehrten ziemlich wortkarg nebeneinander; der Vorfall ward mit keiner Silbe erwähnt. Räuchle ward je stiller, desto verbissener; die stille Ergebung, das demütige Dreinsinken in die Lage ärgerte ihn an der Tochter mehr, als wenn sie lärmende Szenen heraufbeschworen hätte. Ja es wurmte ihn eigentlich am meisten, daß Rikete nicht wimmerte und um die Einwilligung flehentlich bat. Wenn nur dieser Gible nicht gerade mit dem verfligten Dampfsboot in Beziehung stünde! Mißlingt die Geschichte, dann könne, der Tochter zu lieb, vielleicht an eine Verbindung gedacht werden; aber im Falle eines Sieges der Neuerung kriegt der Dampfmensch die Schiffmeister Tochter nicht, in aller Ewigkeit nicht. Und mit solchen Gedanken kam dem grollenden Kunstmeister auch wieder der Plan Pfäffles in Erinnerung, auf den Räuchle jetzt seine ganze Hoffnung setzt, in doppelter Beziehung; kann das Dampfsboot verheert werden, dann ist's ja auch für das eigene Kind gewonnen und fürs Geschäft nach alter Weise erst recht.

(Fortsetzung folgt).

Appenzeller Bauernstuben.

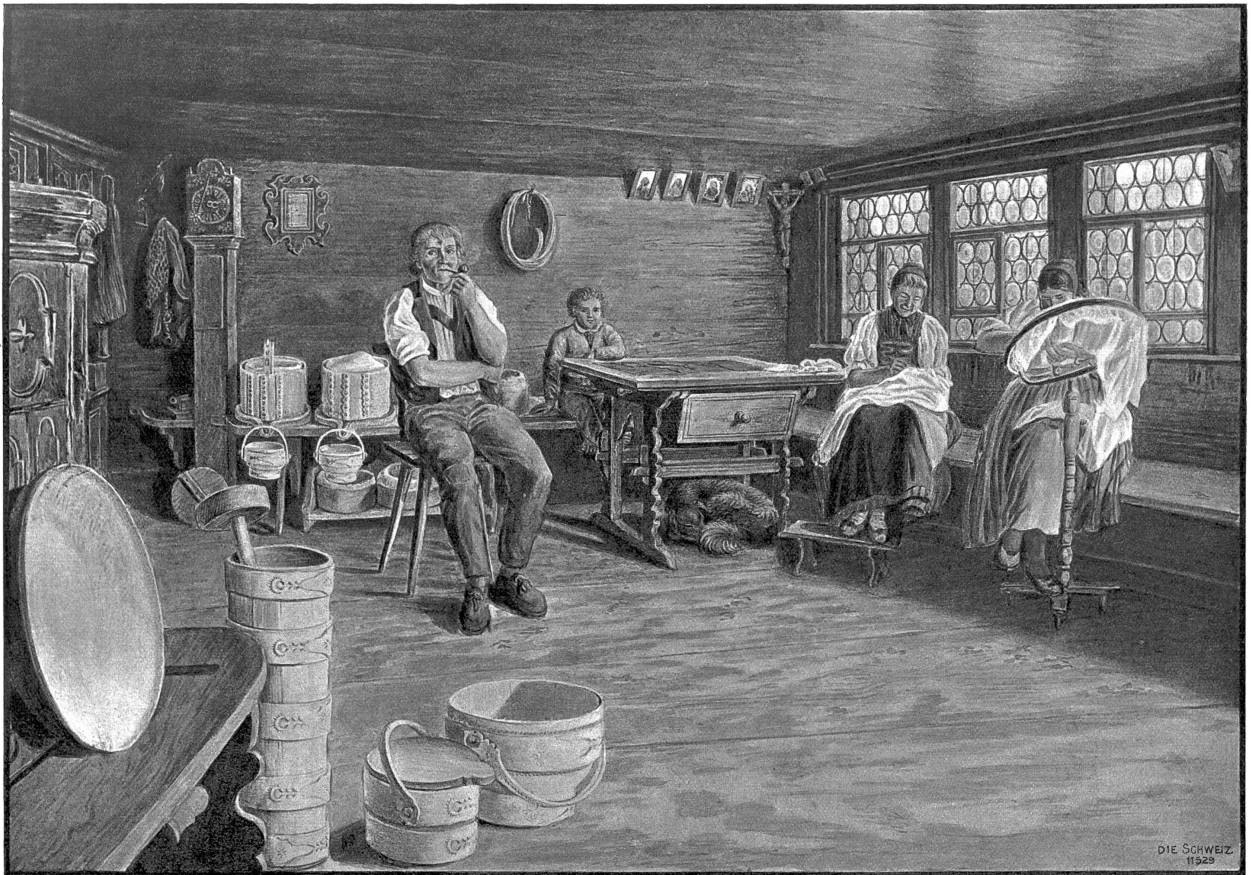
Mit 2 Abbildungen.

Die Reinlichkeit und Exaktheit der Appenzeller ist gleich der holländischen sprichwörtlich geworden und verschafft ihnen nach außen das Ansehen der Nüchternheit, des strebsamen Intellekts. Und nicht mit Unrecht. Bedingt doch diese Tugend, auch wenn sie rein äußerlich geübt wird, eine gewisse Energie, einen die Stände ausgleichenden Stolz des Einzelnen, der nur bildungsfähigen, fortschrittlich gesinnten Naturen eigen ist. Die Sauberkeit der äußern Lebensführung kann auch nicht ganz ohne Einfluß bleiben auf die moralische Seite, auf das Departement des Innern, wenn ich so sagen darf. Nicht als ob die Appenzeller in dieser Beziehung lauter Engel wären, — nein bewahre; ein Jeremias Gotthelf, oder nennen wir gleich unsern gegenwärtig lebenden schweizerischen Volkskünstler, Ernst Zahn, müßte mit seiner Poetenlaterne nicht lange wandern, um „Menschen“, anderer Gattung, als wie Diogenes sie suchte, zu finden. Aber gewiß ist, daß die Appenzeller etwas auf sich halten, daß sie, wie durch die vielen blanken Fenster in ihre sauberen Stuben, so auch durch angeborene Mitteilbarkeit gerne in ihre häuslichen und familiären Angelegenheiten sich schauen lassen. Denn auch da ist alles sauber, praktisch, verständig; freilich auch eine Nüchternheit, die als höchste Aeußerung des Gefühlslebens die Gemüthlichkeit anerkennt. Was darüber geht, ist unnötig, bringt nichts ein.

Vor uns liegen zwei Ansichten von Appenzeller Bauernstuben, inner- und außerrhodischen Charakters. Sehen wir sie uns einmal genauer an, denn ihre Einrichtung interessiert uns mehr als die etwas hölzernen gerateten Figuren. Die beiden

Bilder sind älteren Datums, denn die Bugenscheiben sieht man heutzutage nur noch ausnahmsweise. Auch vermisse ich den Fensterschmuck, ohne den heute kaum ein Bauernhaus zu finden ist: die weißen, gestickten Vorhänge. Es muß schon eine recht armelige Familie sein, die nicht dies Wahrzeichen ihrer Haus- und Fabrikindustrie aushängen hat, und ich wüßte mir nichts Farbenfroheres, als ein in grüner Matte stehendes, von Sonne und Wetter goldbraun abgetöntes Appenzeller Bauernhaus mit den schmucken, weißen Spitzenmustern hinter den blanken Fenstern, von deren Gesims Geranien winken und Nelken heruntergrüßen.

Treten wir in die Stube, so blicken wir uns wohligh um, denn dieselbe Sauberkeit waltet auch drinnen. Alles, was die Familie neben ihrer Tagesarbeit braucht, ist an seinem bestimmten Plage. Auf dem Regale stehen in Reih und Glied die braunen und roten Beckeln, blanken Gläser und weiße Teller für allfällige Gäste. Auf der obern Lade sehen wir neben einigen Fegbürsten, dem vielgebrauchten Handwerkszeug der Frauen, die Kirchengesangbücher der Familienglieder und vielleicht noch ein Traumbuch, „Sunnebüchle“. Ein Gebetbuch und die Bibel mit offenem Messingschluß, ein Zeichen ihres täglichen Gebrauchs, liegen zur Hand auf dem Ofen. Dieses Ungetüm mit den runden Vertiefungen im Aufsatz, beansprucht viel Platz, es ist ein Haus in der Stube. Heutzutage verschwindet diese Ofenform mehr und mehr aus den Bauernhäusern Außerrhodens, denn die Frauen haben vor lauter Industrie nicht mehr Zeit, selber zu baden; auch schmeckt ihren



DIE SCHWEIZ
11529

Bauernstube in Appenzell A. Rh.
Aquarell von J. Schieb. Original im Besitze des Schweiz. Landesmuseums.

leckern Zungen das frische, weiße Brot des Bäckers besser als das braune, vom Liegen trocken gewordene Hausbrot.

Einträglicher als Brotbacken ist die Hausindustrie, wenigstens in Zeiten, wo es Arbeit im Ueberfluß und dementsprechend hohe Löhne gibt. Alte Weiblein und Schulkinder füllen vom Hessel weg die Spulen für den Weber, eine ebenso eintönige als leichte Beschäftigung. Wer geschicktere Hände hat, muß Stickeibanden ausschneiden oder nachsticken, d. h. die Fehler, die der Stichtuhl hinterlassen, ausbessern und verweben. Doch treffen wir diese Arbeit seltener in Bauernhäusern, weil sie größte Sauberkeit und glatte, geübte Hände erfordert. Auch sind in einem größern „Bauerngewerbe“ die Frauenhände ebenso notwendig und tüchtig, als diejenigen des starken Geschlechts. Es kann vorkommen, daß die Mädchen überall in Haus und Stall Bescheid wissen, mit dem Vieh umgehen können und im Keller die schweren Käselaibe aus der Sulz heben, abwaschen und wieder an ihren Ort bringen. Sie wissen es nicht anders, denn die Mutter hat's auch so gemacht. Das wäre gut und recht, wenn dasselbe Pflichtgefühl auch bei den Buben gepflanzt würde. Aber da wird noch so oft das mittelalterliche Recht des Stärkern geübt, das entweder vom schwächeren Teile ertragen und als im Schöpfungsplane bestehende Ordnung quittiert, oder aber bei „rächer“ Gesinnung von scharfer Zunge auf das gehörige Maß beschränkt wird. Im großen Ganzen aber ist der Erwerbsfönn und Arbeitsgeist bei den Appenzellern außerordentlich entwickelt und jede Erscheinung im öffentlichen wie im privaten Leben wird zuerst nach dieser Seite hin erwogen und ihr je nach ihrer Nützlichkeit das Plazet erteilt.

Wenn wir von der außerrhodischen Bauernstube den Eindruck der Behaglichkeit und Ordnung empfangen, so können wir denselben auch der innerrhodischen nicht absprechen. Nur herrscht in letzterer noch mehr die Neigung zur Nüchternheit, zur bloßen Nützlichkeit. Alles spricht davon vom Butterfaß bis zu den Heiligenbildchen in der Zimmerecke. — Auf der Fensterbank sitzen die Mädchen am Stichtahmen, nicht bloß verwebend und nachstickend, was die tausenden Maschinen Außerrhodens fleißigen Händen zu thun übrig lassen. Nein, ihre kunstgeübten Hände zaubern selber die schönsten Gebilde auf den Stoff.

Namentlich wird die Handstickerei noch an Monogrammen und reichverzierten Initialen geübt, und wer eine extra fein ausgestattete Aussteuer haben will, schickt sie zu ihrer Vollenbung nach Appenzell. Dies ist ein Industriezweig, den so bald die hochentwickelte Maschinenteknik den Innerrhodinnen nicht aus den Händen winden wird. Es fehlte auch dem kleinen Ländchen kein eigentliches Gepräge, wenn wir die lieblichen Zischgeli in der kleidsamen Tracht auf unserer Wanderung durch die Dörfer nicht mehr hinter den Fenstern oder vor den Häusern an ihren Stichtahmen sitzend antreffen würden.

Was die peinlich sauber gehaltenen Milchgerätschaften anbetrifft, die auf dem Bilde an der Wand und um den Ofen herum stehen und liegen, sieht man dieselben, wenigstens in besseren Häusern, niemals in der Stube. Dafür haben sie ihre eigenen Räume, ihre Milch- und Käsefeller, welche letztere sich dem Wanderer genügend durch das Niechorgan bemerkbar machen, „so daß er nimmer begehrt zu schauen, was die Nase erfüllt mit Schrecken und Grauen“. Was wäre der fette Appenzellerkäse ohne seine impertinenten Düfte — ein feiner Dessertkäse! Von seinem Stiefbruder, dem magern rähen, wollen wir lieber nicht reden; bei seiner bloßen Erwähnung verhülle ich mein beleidigtes Niechorgan. Und doch wird diese grünliche, unanheimliche, übelduftende Masse hierzulande mit Vorliebe von Alt und Jung verzehrt, gekocht und ihr Lob in allen Tonarten gesungen. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfaß ein kindlich Gemüt“, denke ich dabei.

Zum Schluß will ich meinen Lesern noch ein Rätsel aufgeben, das der bekannte Mutterwitz der Appenzeller wohl selber ausgeklügelt hat, und dessen Lösung ich mit Ueberfendung einer Portion rähen Appenzellerkäses prämiieren möchte:

„Warum ist in Appenzell überall die Luft so gut?“

Doch nein, ich muß mit der Antwort heraus, denn am Ende hätte ich mir da was Schönes eingebrockt, eine Tortur, der mein Geruchssinn nicht gewachsen wäre. Auch ist dem Appenzeller das Wesen einer Sphynx so fremd, so heterogen, daß ich drum auch zum Schluß nicht aus der Rolle fallen will und gehorsamst melde:

„weil die Bauern ihre Fenster nicht aufmachen“.

Molly Suchler, Gerisau.

Vetter Kleber.

Eine Modellstudie von Hans Blum, Rheinfelden.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er mußte wieder den Ehrensitz neben der Hausfrau einnehmen, und war ebenso wortkarg, wie beim Frühstück, da er die laute Heiterkeit der Kinder des Hauses und der beiden andern Gäste während der ganzen Tafel, über Dinge, die man ihm nicht mitteilte, höchst eintönig und ungezogen fand. Diesmal opferte er dem Mißbehagen seiner Seele vier Kotelettes und eine Schüssel Steinpilze, die vor seinem Gedeck stand, und die er daher für sich bestimmt hielt, während sie eigentlich zum gemeinsamen Genuß aller Tafelgenossen aufgestellt war. Als aber die Tante Nietschy ihm noch das letzte übrig gebliebene Kotelett anbot, erklärte er mit entsagendem Blick: „Ich bin kein starker Esser, ich danke, liebe Tante.“ Zum Glück für Kleber wurde diese überaus kühne Behauptung nur von der Tante vernommen.

„So, nun halten wir alle unser übliches Mittagsschläfchen“, erklärte Friedrich gähnend, als das Obst genossen war. „Vetter Alwin, du schläfst doch auch?“

„Sonst eigentlich nicht. Anregende Unterhaltung ist mir lieber.“

„Die bitten wir uns dann später von Ihnen aus, Herr Kleber, wenn wir ausgeschlafen haben“, sagte Fräulein Hölzle lächelnd, „holdselig lächelnd“, meinte der Vetter. Die Uebrigen aber wurden bei diesen zarten Worten schon wieder ungehörig lustig. Da war ein Stündchen Schlaf doch ratsamer, als sofortiges, erneutes Verweilen in dieser jedes ernststen Gedankens jetzt offenbar unfähigen Gesellschaft. „Führe mich also in mein Ruhemach, Fritz“, sagte der Vetter geärgert, und dabei kam ihm vor, als ob beim Gehen sogar noch hinter ihm drein gelacht werde.

Dieses Ruhemach sah nun allerdings sehr viel prunkloser aus, als Kleber es sich vorgestellt hatte. Es lag unter dem heißen Dach, enthielt einen brüchigen Stuhl und Tisch, ein steinhartes, pritschenartiges Sofa und Massen von zurückgesetzten Garten- und Hausgeräten. Auch das Sofa sah sehr „ausrangiert“ aus. Denn es hatte nur noch zwei Beine.

„Da soll ich abliegen? Was ist denn das für ein Trauermach?“ fragte der Vetter empört.